

**Laudatio zur Verleihung des Hilde-Domin-Preises der Stadt Heidelberg
an Natascha Wodin am 3.Dezember 2019
(es gilt das gesprochene Wort)**

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

Sehr verehrte Frau Wodin,

unsere Wege kreuzten sich spät. Jemand, der so spät das Werk einer Autorin gelesen hat, wie ich, ist vermutlich nicht der Laudator, den sich die heute Geehrte gewünscht hat. Noch dazu eine Autorin, die von sich einmal gesagt hat, dass sie Laudationes nicht mag, was man durchaus nachvollziehen kann: man hört über sich reden, woran man selbst ein ganzes Leben lang hart gearbeitet und gefeilt hat, wo jede Nuance und jedes Detail der Sprache mühsam abgerungen ist, und an die ein Fremder, ein Nichteingeweihter, und sei er noch so einsichtig und verständnisvoll, doch nie herankommt. Aber die Wege zur Entdeckung eines Autors, einer Autorin, eines Werks sind so vielfältig, verschieden und oft wohl auch zufällig, wie es unterschiedliche Stoffe, Leser und Leserwelten gibt. Ich entdeckte Natascha Wodin, wie gesagt spät, aber trat gleich ins Zentrum der Welt, aus der sie gekommen war, an den Pol, um den ihr ganzes Leben gekreist war und für dessen Bewältigung sie ihre ganze Schaffenskraft verausgabte hat. Mariupol.

Kaum einer in unseren Breitengraden kennt die ukrainische Stadt am Asowschen Meer. Sie war 2018 für einen Augenblick in die Schlagzeilen der Weltpresse geraten. Russische Kriegsschiffe hatten ukrainische Boote gekapert, die durch die Meerenge von Kertsch, ein internationales Gewässer gefahren waren. Ich musste mich für die Reise dorthin vorbereiten und stieß auf das Buch „Sie kam aus Mariupol“. Dort fand ich Hinweise auf die kleine, aber einflussreiche griechische Community, die Topographie, Gebäude, Straßennamen – die Mitropolitkaja, die Georgiewskaja, den Lenin Prospekt, die Piers am Hafen. Mariupol heute ist eine Stadt mit einem der weltweit wohl größten Stahlkombinate, eine moderne Schmiede des Vulkan, ein Gebirge aus Stahl, Hochöfen, Schornsteinen, Gleisanlagen, in Rauch und Ruß eingehüllt – eine Stadt, kurz vor der umkämpften Grenze zum Donbass.

Doch hinter Mariupol, das ich erkundete, tat sich eine ganz andere Stadt auf, und es eröffneten sich Wege, die mich zu Natascha Wodin und in ihre Welt führten. Von dort stammte ihre Mutter, mit Mädchennamen Jewgenija Jakowlewna Iwaschtschenko, dort hatte sie offenbar ihren von der Wolga stammenden Mann getroffen, von dort waren beide nach der Besetzung durch die deutsche Wehrmacht als Zwangsarbeiter ins Dritte Reich

verschleppt worden, wo sie in einem Betrieb des Flick-Konzerns in Leipzig arbeiteten, um sich nach Ende des Krieges in einem Lager für Displaced Persons in der Nähe von Nürnberg wiederzufinden, inmitten Tausender befreiter Zwangsarbeiter, Flüchtlinge aller Nationen und Sprachen – in Barracken, die zuvor einmal die Gäste der Reichsparteitage beherbergt, und dann als Lager für sowjetische Kriegsgefangene gedient hatten. Diese Lagerwelt, die weit bis in die 1950er Jahre hinein fortexistierte, wurde Schauplatz der Kindheit und Jugend der Autorin.

Mir ist wohl bewusst, dass Literatur und Geschichte, Roman und Autobiographie verwandten, aber doch ganz verschiedenen Sphären angehören. Aber es ist unleugbar, dass hier ein Erfahrungsraum aufgemacht ist, in dem alle Spannungen, Erfahrungen von Zurücksetzung und Demütigungen zusammenkamen. Es war der Ort, an dem sich ihre ukrainische Mutter das Leben nahm, der Ort, in an dem der russische Vater niemals Tritt gefasst hat, die Welt, aus der Natascha Wodin auszubrechen entschlossen war.

Aber schon meine geraffte Darstellung zeigt die ganze Hilflosigkeit, dem großen Lebensthema und dem Verfahren, das Natascha Wodin über die Jahrzehnte hinweg entfaltet hat, gerecht zu werden. Sie hat keine Geschichte, die sie bloß erzählen muss, und wo es nur um die Entscheidung über Genre, Komposition und Narration geht, sondern sie muss etwas herausfinden, rekonstruieren, zusammenfügen, etwas zur Sprache bringen, was zur Sprache zu bringen, ihren Eltern nicht gegeben war, was für sie aber zur Bedingung für ihr eigenes Weiterleben wird. „Sie kam aus Mariupol“ oder „Irgendwo in diesem Dunkel“ stehen für eine rastlose Suchbewegung. Von den ersten bis zu den letzten Arbeiten zieht sich als roter Faden die Suche nach einer Antwort auf die Frage: wer waren sie, wer bin ich. Die Eltern waren verstummt. Und wie hätten die ehemaligen nach Deutschland verschleppten Sowjetbürger auch sprechen sollen? Nach der Kollektivierung mit ihren Millionen Hungertoten, nach der Erfahrung des Großen Terrors, dem jeder zum Opfer fallen konnte, nach der mörderischen Besatzungspolitik der Deutschen, nach dem Arbeitseinsatz in Deutschland, der sie nicht nur dem Tod durch Arbeit und Hunger auslieferte, sondern auch dem Verdacht zuhause, in der Heimat: Kollaboration mit dem Feind, ein Verdacht, der Abermillionen von repatriierten Ostarbeitern und Kriegsgefangenen für Jahre in den Gulag gebracht hat. Und wie sollte man in Nachkriegswestdeutschland Tritt fassen können, wo alles Russische noch oder schon wieder als minderwertig, unzivilisiert, barbarisch galt.

Natascha Wodin hatte nur wenig Anhaltspunkte für die Aufklärung der Brüche und dunklen Stellen, und umso faszinierender ist, wie es ihr gelungen ist, Stück für Stück, Mosaikstein für Mosaikstein zu finden und zu einem Bild zu fügen. Der Prozess der Rekonstruktion ist so atemberaubend wie das Ergebnis selbst. Es kommt immer wieder zu frustrierenden Fehlanzeigen, Sackgassen, aber dann gibt es gänzlich unerwartete, ja undenkbbare Überraschungen, Funde und Glücksfälle. Die Suchbewegung liefert selbst die Form der Darstellung. Ist es nicht eine großartige Idee, vor dem Laptop zu sitzen, in einem Haus an einem mecklenburgischen See, in das sich die Autorin zurückgezogen hat, und im Internet durch die Welt zu surfen, die Netze auszuwerfen, ganz unverhofft in Kontakt zu kommen mit einem Hobbyhistoriker wie Konstantin, der eine Plattform zur Lokalgeschichte von Mariupol betreibt und der weiter weiß, ferne und später nähere Verwandte ausfindig zu machen, von deren Existenz die Autorin bis dahin keine Ahnung hatte, und Kontakt aufzunehmen mit Anverwandten, ob in Odessa, Moskau, Charkow oder Miass hinter dem Ural, sich vorzutasten zu Standesämtern, Stadtarchiven, auf Material zu stoßen – etwa verloren geglaubte Tagebücher wie Tante Liljas „Hefte“, Photos – wann, wo, von wem aufgenommen? –, Briefe, Akten, Stempel, Taufregister! Verhörprotokolle und Gerichtsakten, lange unter Verschluss gehalten, werden nun per Anhang einer E-Mail erstmals lesbar. Zerstörte Leben werden so wie in einem Puzzle wieder zusammengefügt. Die Toten, die vergessen und verstummt waren, bekommen ihre Namen und ihre Stimmen zurück, aber auch den Namen von Lebenden werden endlich deren Geschichten hinzugefügt. Es ist nicht die nostalgische oder romantische Suche nach einer verlorenen Zeit, sondern die Wiederverknüpfung eines gerissenen Zusammenhangs, die Wiederherstellung einer Brücke, die über die Grenze der Generationenerfahrung von Nachgeborenen hinweg führt, es ist nicht ein weiteres Exerzitium in Trauerarbeit oder Erinnerungskultur abzuliefern, sondern der eigenen Existenz, den Gründen der eigenen Entfremdetheit und Fremdheit auf die Spur zu kommen.

Sie holt damit die Leidensgeschichte der sowjetischen Zwangsarbeiter, die ihr anfangs selbst offenbar noch gar nicht bewusst gewesen war, in unseren Horizont zurück. Millionen, die oft schon unter sowjetischen Verhältnissen hatten leiden müssen, sind nun in Tausenden von Arbeitslagern, die überall über das Reich verstreut waren, ob in Solingen-Oligst oder Elmshorn, ob in Fabriken im Ruhrgebiet oder bei Bauern in Fränkischen, die nach Belieben herumkommandiert und ungestraft misshandelt werden konnten, und die, wenn sie Glück

hatten, nur lange genug am Leben geblieben zu sein, noch eine überaus bescheidende, symbolische Wiedergutmachung aus Deutschland für ihre geraubte Jugend und ihre zerstörte Gesundheit in Empfang nehmen konnten; das Schicksal der sog. Ostarbeiter – ein Verbrechen, das im Schatten anderer Großverbrechens allzu lange unsichtbar geblieben war. Von diesem Schicksal, dieser Gewalt ist auch das Kind derer, die sprachlos geblieben sind, gezeichnet. Aber Natascha Wodin hat den Block des Schweigens aufgelöst, zum Sprechen gebracht und in Literatur verwandelt, die mich, nicht nur mich, erschüttert zurücklässt. Die meisten jedenfalls: uns, die Kinder einer friedensverwöhnten und friedengewöhnten Welt, die Kinder einer Ordnung, denen in der Regel ein Leben in wohl geordneten Verhältnissen beschieden war, uns, die wir getrennt sind durch eine Mauer des Nicht-Wissens um Schicksale, die unsereins erspart geblieben sind – bis jetzt jedenfalls.

Es gibt so etwas wie eine Verankerung in einer schmerzlich erlittenen Herkunft, sie sorgt dafür, dass man mit anderen Augen auf die Welt blickt. Getrennt von ihr, wie durch eine unsichtbare gläserne Wand. Man gehört äußerlich dazu, „als ob“, doch es gehen einem andere Gedanken durch den Kopf, Gedanken, die nur jemand haben kann, der immer weit, weit weg war, obwohl er oder sie immer mitten drin waren. Ein „Exil in der Heimat“. Solches Weitwegsein, obwohl man dabei ist, ist ein Privileg, es schärft den Blick, die Wahrnehmung, für Nuancen, die den normal sterblichen Zeitgenossen, also wohl den meisten Bundesbürgern, die außerhalb des Ausnahmezustandes aufgewachsen sind, in der Regel entgehen. Diese Literatur kommt ohne Erfindungen aus, sie braucht nichts zu konstruieren, sie schöpft aus Erfahrung – in einer ansonsten oft von Erfahrungsarmut geplagten literarischen Welt eine unschätzbar wertvolle Ressource.

Alle Bücher von Natascha Wodin sind durchzogen von diesem Dabeisein ohne Dazugehören, von Dazu-gehören-wollen ohne wirklich dazugehören zu können, Entfremdet zu sein in der Nähe. Ihr Erfahrungsvorsprung lässt sie die Welt immer doppelt, gleichsam in vergleichender Perspektive sehen und durchschauen.

In vielem erinnern Wodins Bücher an eine Reise durch die Lebenswelt Nachkriegsdeutschlands, erst Westdeutschlands, nach dem Fall der Mauer auch Ostdeutschlands und speziell Berlins. Als fast gleichaltriger Leser, als Zeitgenosse, liest man das besonders aufmerksam, denn man hat in dieser Sache mitzureden, wenigstens was Details, Stimmungen, key words angeht. Wodins Bücher – angefangen von dem frühen Prosaband „Das Singen der Fische“ über die „Gläserne Stadt“, „Die Ehe“, „Alter, fremdes

Land“ – sind auch, wenn auch nicht nur, denkbar genaue Bestandsaufnahmen von gesellschaftlichen Milieus, die die Autorin beobachtet, meist aber auch selbst durchlebt hat. Wahrscheinlich müssten Historiker, die sich mit Nachkriegs-Deutschland befassen, alle diese „Gesellschaftsromane“ lesen, bevor sie sich an die Archivakten machen. Zeit, gefasst in Bildern, Slogans, Moden, Schlagertiteln, Getränkemarken, wird immer von der Seite gesehen, aber nicht denunziert, sondern genau beobachtet.

Der Leser dringt noch einmal in die abgelegenen Gettos der „Kalten Heimat“ vor, die nach dem Krieg für „staatenlose Ausländer“ oder auch als zeitweilige Unterkunft der Flüchtlinge reserviert waren, wo man noch von „Russenbrut“ sprach, wo die Sitzordnung in der Schule – mit den Einheimischen in der ersten und den Fremden und Flüchtlingen in der letzten Reihe – feststand, die Härte der deutschen Kriegerwitwenhand, die Schläge mit dem Rohrstock, den Drill im Internat der Englischen Fräulein, die Beschimpfungen und Herabsetzungen, aber auch der Neid, mit dem die Ausgeschlossenen auf die Welt der Normaldeutschen, die es schon wieder zu etwas gebracht haben, blickten.

Man durchmisst mit ihr die aufbrechenden 60er Jahre, die Wohngemeinschaften und die Diskurse der studentischen Szene und die scheiternden Versuche, das kleine Glück zu finden im Eigenheim. Man durchquert mit ihr und ihrem russischen Schriftsteller-Dichtergeliebten die Welt der Bundesrepublik: München, Marbach, Düsseldorf, Autobahnraststätten. Und wir können sie begleiten bei ihren frühen Russland- und Moskaureisen, die sie unternimmt zuerst als Übersetzerin, dann auf der Flucht aus der bundesrepublikanischen Normalität und eintauchend in die russische Welt: die freundschaftliche, ja heimatliche Atmosphäre, der Kontakt mit der Intelligenzija, das ist alles Korrektur am damals herrschenden Moskau- und Russenbild der Kalten-Kriegs-Zeit. Unsere Autorin fühlt sich dort wohl, mehr noch: wie in ihrer eigentlichen Heimat. Denn: „Niemand hält mich in Russland für eine Ausländerin. Niemand dreht sich nach mir um“. Die Reisen nach Russland sind Reisen in das Land, das sie aus Erzählungen und vor allem aus der Sprache ihrer Eltern kennt, es ist das Andere, sie ist, wie sie schreibt, die „Überläuferin“, die sich einmal auf Tjutschews Satz beziehend – „An Russland zweifelt der Verstand, an Russland muss man glauben“ –, und mit westlichen Romantisierungen und Stereotypen spielend, bleibt sie doch immun gegen Illusionen von einer heilen oder gar besseren Welt. Auch für die mit Moskau und den sowjetischen Vertrauten liefert Natascha Wodin die denkbar dichtesten Beschreibungen, von den legendären Moskauer Küchengesprächen, den Aufführungen von Meister und Margarita am

Theater an der Taganka, den nach Pisse stinkenden Liften, der Enge der Gemeinschaftswohnungen, den Frühling in den Moskauer Hinterhöfen, die Wiesen draußen in der Schriftstellerkolonie, die Welt der exklusiven Berjoska-Läden, das Gefühl, in einer anderen, angehaltenen Zeit zu leben. Sie kennt das geisterhafte Moskau von Hotel- und Intourist-Russland, sogar die Furcht vor dem nächtlichen Klopfen an der Tür. Es ist schon klar, was die Heldin der Erzählungen und Romane dort sucht und auch findet: eine Welt jenseits von Therapiewochenenden, die sie von ihren Diskussionsklubs linker Studenten oder der Reise nach Ceylon schon kennt, die Bundesrepublik mit ihren überbordenden Supermärkten, die Welt der Hausratsversicherungen: „Die krankmachende Kulturlosigkeit in Westdeutschland. Der bornierte, entleerte Begriff der Kultur“. Oder eine Synthese herbeiwünschend: „Etwas, das deutsche Ratio sein müsste, das deutsche 20. Jahrhundert gegen die stehengebliebene Zeit in Russland.“ Es ist nicht ganz klar, ob es sich hier um ein Spiel mit Stereotypen handelt, denn zugleich gesteht die Erzählerin, dass sie dort, im Moskau der Mangelwirtschaft und Warteschlangen, unwillkürlich in die Rolle des Anwalts der Welt eines normalen Alltags, aus der sie gekommen ist, verfällt.

Auf die Flucht nach Moskau folgt die Flucht in das andere Deutschland, in die Ehe mit dem genialischen Dichter, und dann ins wiedervereinigte Berlin, genauer in den Prenzlauer Berg, Es ist eine Langzeitbeobachtung einer stillen, rasend schnellen Transformation. Die Auflösung der alten Prenzlauer Berg-Landschaft, die Invasion der Neuzugezogenen, die Katakomben, in die sich die Übriggebliebenen zurückgezogen haben, Bevölkerungsaustauschen miniature , überfüllte Kinderspielplätze, der neue way of life, nicht zuletzt das Russische allenthalben. Das ist Material für Stadtethnologen und Stadt-Historiker, der Prenzlauer Berg als Laboratorium, als Menschenwerkstatt, in der die Erzählerin offenbar bei sich sein kann. Im Prenzlauer Berg und im Mecklenburgischen, von wo aus sie durch die Welt navigiert, betreibt sie im 21. Jahrhundert, Welterkundung, Familiengeschichte, vor allem aber Selbsterkundung.

Man könnte am Ende dieser Reise durch die Welt der Natascha Wodin zum Schluss kommen, es drehe sich alles um die Ambivalenz eines Doppellebens, Fremd in der Heimat, beheimatet im „ewigen Exil“. Man könnte von der Selbstreflexion einer zwischen zwei Kulturen stehenden und sich nirgendwo zuhause fühlenden Existenz sprechen. Aber, soweit ich sehe, kreist alles Schreiben der Natascha Wodin um Verluste, um unersetzliche Verluste, um den Tod – und darum, wie man mit ihm fertig wird. Und das geht weit über die Reflexion einer

komplizierten deutsch-russischen Identität hinaus. Der selbstgewählte Tod der Mutter, das bis zum letzten Atemzug unerbittlich festgehaltene Sterben des Vaters, der aus heiterem Himmel erfolgte Tod des Moskauer Geliebten, mit dem der Hochzeitstermin schon festgesetzt war, vor allem aber die Unfähigkeit, über den Tod sprechen zu können – dies ist das innerste Zentrum, um das all ihr Schreiben kreist. An einer Stelle zitiert sie zustimmend aus Hegels „Phänomenologie des Geistes“: „Der Tod ist das Furchtbarste, und das Tote festzuhalten das, was die größte Kraft erfordert“. Natascha Wodin hat die Kraft dazu, und sie mutet ihre Bücher Lesern zu, die die Kraft aufbringen, Lebensgeschichten auszuhalten, in denen es kein Happy End gibt.

Ich gratuliere der Jury zu ihrer Entscheidung, ich gratuliere der Stadt Heidelberg, die Frau Wodin mit dem Hilde-Domin-Preis „Literatur im Exil“ auszeichnet, ich gratuliere aber vor allem Natascha Wodin, der wir ein so großes und bewegendes Werk verdanken.

Karl Schlögel, Berlin Ende November 2019